

"Falter" Nr. 43 / 2016 vom 27.10.2016 Seite: 40, 41, 42

Ressort: STADTLIBEN

Link um Original:

<https://cms.falter.at/falter/2016/10/25/wir-wissen-von-achtjaehrigen-die-drohen-in-den-dschihad-zu-ziehen/>

PROTOKOLL: NINA BRNADA FOTO: CHRISTOPHER MAVRIČ

"WIR WISSEN VON ACHTJÄHRIGEN, DIE DROHEN, IN DEN DSCHIHAD ZU ZIEHEN"

Die Sozialarbeiter Manuela Synek und Martin Dworak betreuen Jugendliche, die vielen Menschen Angst machen: jene, die mit islamistischen Ansichten sympathisieren und sich nach der Einführung der Scharia sehnen. Ein Gespräch darüber, wie man trotzdem an sie herankommt

Sie haben "positive Gefühle gegenüber extrem religiösen Menschen und Menschen, die für ihren Glauben in den Krieg ziehen". Sie sind homophob und antisemitisch. Ein Drittel der Jugendlichen, die ihre Freizeit in Wiener Jugendzentren verbringen, ist radikalierungsgefährdet - zu diesem Ergebnis kommt die jüngste Studie von Kenan Güngör und Caroline Nik Nafs, die sie im Auftrag der Stadt Wien unter 401 Jugendlichen durchgeführt haben.

Manuela Synek und Martin Dworak kennen diese Jugendlichen. Sie arbeiten täglich mit ihnen. Die beiden sind Sozialarbeiter bei Back Bone, einem Jugendzentrum in Wien-Brigittenau. Sie wissen, wie diese Jugendlichen leben und wovon sie träumen. Und sie haben Ideen, wie man ihnen helfen könnte.

"Es begann im Sommer 2013. Zu dieser Zeit fingen die Jugendlichen, mit denen wir arbeiteten, an, Gewaltvideos vom Krieg in Syrien zu posten. Zunächst war das nicht religiös motiviert, es ging eher um die bloße Gewalt. Sehr bald aber kam die Wende.

Wir konnten mit ansehen, wie islamische Religion und Religiosität für unsere Jugendlichen immer mehr zu einer Säule ihrer Identität wurde.

Es ist nicht das erste Mal, dass wir das Aufkommen neuer identitätsstiftender Jugendbewegungen erlebten. Wir kannten das beispielsweise auch schon von den Punks oder den Ravern. Die jüngste Entwicklung kommt zwar aus einer ungewöhnlichen Richtung, weil sie religiös ist - sie hat dennoch viele Parallelen zu anderen Jugendkulturen. Es läuft immer ziemlich ähnlich ab: Man legt sich bestimmte Grundsätze zu, und das führt zu Selbstermächtigung. Wenn man sich an die Regeln hält, bekommt man Anerkennung in der eigenen Gruppe. Gleichzeitig eckt man dadurch beim Außen an. Das wiederum

schweißt die eigene Gruppe zusammen.

Bekleidungsstile sind ein Mittel, um Gleichgesinnte zu identifizieren. Sie sagen aber nicht zwangsläufig etwas über die Identifikation mit der Sache selbst aus. Wenn man an die Skateboarder in den 90er-Jahren denkt: Damals konnte nur ein Bruchteil jener, die Baggypants trugen, auch wirklich Skateboard fahren. Oder etwas anderes: Marken wie Billabong verdienten viel Geld damit, dass man sich damit das Image eines Surfers kaufen konnte. Und genauso ist das mit den knöchellangen Hosen, die viele Burschen dieser Tage tragen, und den Bärten, die sie sich stehen lassen -sie sind zwar an das islamistische Milieu angelehnt, aber viele wollen damit auch nur an der Coolness einer Szene mitnaschen.

Bei manchen jedoch bleibt es nicht bei diesen relativ harmlosen Codes. Sie bedrohen das Leben anderer oder verlieren das eigene. Wir wissen von fünf Burschen aus unserem Jugendzentrum, die nach Syrien gegangen sind und sich der islamistischen Miliz IS in Syrien angeschlossen haben. Einige von ihnen sind dort umgekommen. Wir kannten sie gut, manche waren zwei Tage vor ihrem Verschwinden noch bei uns und haben Tischfußball gespielt.

Diese Jugendlichen haben Ähnlichkeiten mit Suizidgefährdeten, sie fassen ihren Entschluss im Stillen. Das macht uns sehr betroffen. Vieles können wir uns nicht erklären. Zum Beispiel, warum ausgerechnet die gegangen sind und andere nicht.

Streetwork ist kein Wundermittel. Wir können nicht sagen, was garantiert wirkt, sondern nur anhand von Einzelbeispielen beschreiben, was wir tun. Und bei den allermeisten funktioniert es trotz aller Rückschläge doch, dass sie hier etwas Sinnstiftendes finden und dabei bleiben.

Wir wissen aus Erfahrung, dass Jugendliche, die sich radikalieren oder sonst wie problematisch sind, immer schon vorher auffällig waren, in der Schule oder in der Familie. So etwas kommt nicht über Nacht -das ist aus unserer Sicht ein zentraler Punkt.

Wir hatten beispielsweise einmal einen Burschen im Zentrum, in dessen Fall es zu einer Gerichtsverhandlung wegen des Terrorismusparagrafen kam. Aus diesem Anlass rollte die Behörde die Akten des Buben aus der Volksschule auf. Er hatte, wie sich zeigte, bereits als Sechsjähriger auf einen Mitschüler mit einer Schere eingestochen. Das ist natürlich kein Zeichen für Dschihadismus, sondern deutet auf ein gewaltbereites Umfeld des Kindes hin.

Wir wissen von Achtjährigen, die damit drohen, in den Dschihad zu ziehen. Oder sie malen Hakenkreuze. Sie wissen, dass sie solcherart viel Aufmerksamkeit bekommen. Man steht plötzlich im Zentrum des Interesses, weil alle ausflippen. Klüger wäre es zu beobachten, dranzubleiben und

zu schauen, was dahintersteckt.

Eltern und Pädagogen fehlen oft Zeit und Frustrationstoleranz, um sich derartigen Problemen zu stellen. Umso mehr, weil sie von Jugendlichen viel Ablehnung erfahren, wenn sie sich ihnen zuzuwenden versuchen. Es ist schwer, sich zu vergegenwärtigen, dass die Zurückweisung in den meisten Fällen nur eine vordergründige ist. Deshalb haben die Kinder oft niemanden, der ausdauernd auf sie zugeht.

Wir als Jugendarbeiter können nicht alle Versäumnisse vollends kompensieren. Wenn wir aber mit derartigen Auffälligkeiten konfrontiert sind, haben wir bestimmte Methoden, damit umzugehen. Beispielsweise sprachen einige Burschen eine Zeitlang davon, dass sie gerne die Scharia einführen würden. Wir blockten diese Gespräche nicht ab, im Gegenteil, wir stiegen darauf ein. Wir fragten sie, was das für uns im Jugendzentrum bedeuten würde. Sie sagten, wenn die Scharia eingeführt wäre, dürfte man hier nicht mehr fluchen. Und wir Jugendarbeiter wären dann ihre Hausdiener. Daraufhin mussten wir alle lachen.

Solche Momente mögen absurd und verharmlosend scheinen, aber es sind Augenblicke, in denen sich große Emotionalität entlädt. Das ist wichtig, denn in diesen Situationen wird der Weg freigelegt zu dem, was sich hinter solchen Reden verbirgt, was die Kinder eigentlich beschäftigt, nämlich: die Frage, wie sie leben möchten.

Auf das Gelächter kann ein Gespräch folgen, in dem die Jugendlichen zugänglich sind. Hinter ihrer Empfänglichkeit für die IS-Propaganda schlummern nämlich die Wünsche nach einem höheren gesellschaftlichen Rang und einem gelingenden Leben. Wenn sie sich ihrer eigenen Lebensrealität bewusst werden, befassen sie sich stärker mit ihr und denken darüber nach, wie sie sie verändern können. Die Propaganda rückt dann in den Hintergrund.

Derartiges erfordert viel Beharrlichkeit. Bei unseren Rundgängen draußen in den Parks, die wir an sechs Tagen in der Woche machen, sind wir oft mit Zurückweisungen konfrontiert. Manchmal lassen uns Teenagergruppen im öffentlichen Raum auf die blödeste Weise abblitzen, nachdem wir sie angedet haben. Sie lachen uns aus und sind goschert. Manchmal denkt man sich dabei sogar als Sozialarbeiter: Genau das habe ich jetzt gebraucht. Aber einstecken zu können gehört auch zu unserer Professionalität.

Später probiert man es eben wieder - und plötzlich funktioniert es. Dann redet man zweieinhalb Stunden lang offen über alles Mögliche. Und aus einem Gespräch mit einer Gruppe Jugendlicher ergeben sich weitere Anknüpfungspunkte, wie zum Beispiel ein Beratungsgespräch zum Thema Jobsuche. Das sind Momente, in denen wir spüren, dass etwas weitergeht.

Viele kommen hierher ins Jugendzentrum nach frustrierenden Tagen. Sie

wurden in der Schule blöd behandelt oder haben einen Fetzen, sie erleben Stress in der Lehre oder zu Hause.

Es wird dann viel geflucht. Wir könnten darauf reagieren, indem wir das Schimpfen verbieten. Aber wir denken uns: Besser, sie lassen hier Dampf ab, als sie pöbeln draußen Leute an.

Es geht darum, Bedürfnisse wahrzunehmen, auch wenn sie destruktiv wirken. Denn wenn man sie ignoriert, kann man sie nicht kanalisieren.

Wir erleben, wie hilflos Familien sind. Sie scheitern schon bei jenen natürlichen Krisen, die jede Familie hat: zum Beispiel, wenn das Kind in den Kindergarten kommt, die Tochter den ersten Freund hat, die Pubertät beginnt und Ähnliches. Viele Menschen verfügen nicht über das Handlungsrepertoire, um damit umzugehen. Sie haben das Gefühl, dass sie die ersten Menschen sind, die durch solche Phasen gehen, und das lähmt sie. Und dann reden sie nicht darüber, und sie holen sich keine Hilfe. Dadurch wird es für sie immer enger. Die Symptomträger sind in der Regel die Kinder.

Egal ob es nun um Extremismus, Drogen oder Essstörungen geht -es sind immer ungefähr die gleichen Mechanismen. Je komplizierter ihre Lebenssituation wird, desto mehr entwickeln Kinder das Bedürfnis nach Einfachheit, nach einem eindeutigen Handlungsmuster.

Wenn dann niemand da ist, um sich damit auseinanderzusetzen, wenn keine Perspektive existiert, dass sich etwas verändert, wird es kritisch. Dann sind sie empfänglich für scheinbar einfache Lösungen. Dann geraten sie womöglich an Alkohol oder Drogen und fühlen sich nach einem Rausch befreiter. Oder sie merken, dass sie nach Raufereien gelöster sind. Das sind die Momente, in denen sie kippen.

Eltern, egal welcher sozialen Schicht, wissen oft nicht, was sie mit den Kindern tun sollen. Es wird ihnen nur gesagt, was sie alles nicht machen dürfen, zum Beispiel ihre Kinder schlagen oder sie mit Liebesentzug strafen. Was man aber tun soll, das sagt ihnen keiner. Wie sie sich im Umgang mit ihren Kindern mehr in Geduld und Ausdauer üben können, das erfahren sie nicht. Und es gibt auch kein immer gültiges Rezept.

Jeder will den Schein von der heilen Familie wahren, ob das nun die türkischen Arbeiter sind oder die österreichischen Bobos. Wenn Kinder beginnen auszubrechen, versetzt das alle Eltern in Stress. Unser Rat ist: Halten Sie nicht den Deckel drauf. Aktivieren Sie alle, holen Sie sich Hilfe.

Wir haben bisher schon bei sogenannten 'Mütterschulen' mitgewirkt. In Kooperation mit islamischen Vereinen und der Organisation Frauen ohne Grenzen werden Treffen abgehalten, bei denen Mütter über ihre Probleme sprechen und erfahren, wo sie Hilfe bekommen.

Aber so etwas könnte man auch ausweiten, ein System ähnlich dem Mutter-Kind-Pass andenken. Dieses sieht ärztliche Untersuchungen während der Schwangerschaft bis zum fünften Lebensjahr des Kindes vor. Schulungen nach einem ähnlichen Muster zum Thema Elternschaft wären sinnvoll -für alle.

Andere Wege, Mütter und Väter zu sensibilisieren, könnten über das Bildungssystem führen. Dort müssten andere Prioritäten gesetzt werden, als das bisher der Fall war. Aus unserer Sicht ist das Kindergartenalter entscheidend für die Entwicklung der Kinder ebenso wie für die Einstellungen der Eltern. Diese Phase braucht mehr Zuwendung.

Wir haben auch sonst mit den Folgen des Bildungssystems zu kämpfen. Wenn unsere Jugendlichen aus der Neuen Mittelschule herauskommen, haben sie es nicht leicht. Grammatik oder Mathematik - obwohl sie einen positiven Abschluss haben, bereitet ihnen vieles Schwierigkeiten. Dabei sind ihre Schulnoten oft nicht so schlecht. Wir vermuten dahinter keine böse Absicht, sondern die fatale Dynamik eines Bildungssystems, das die Kinder mit zehn Jahren trennt: Jenen, die es nicht ins Gymnasium schaffen, wollen die Lehrer wohl nicht zusätzlich den Weg in eine gute Zukunft verbauen.

Ein großes Problem ist zudem, dass die Schulen sprachlich und vor allem sozial nicht durchmischt sind. Wer dazu in der Lage ist, entfernt seine Kinder aus vermeintlich schlechten Schulen. Dort weisen die Schüler deshalb alle ein ähnliches Profil auf. Es gibt niemanden mehr, der ihnen die Tür zu sozialem und kulturellem Kapital aufstößt. Denn die Lehrer sind überfordert -und die sozial Bessergestellten, die sie mitnehmen könnten, gehen in andere Schulen.

Natürlich gibt es immer wieder Beispiele für gute Schulen, in die alle ihre Kinder gerne einschreiben, auch in verrufenen Bezirken. Aber das sind Reservate. Wir wollen, dass die Ausnahme zur Regel wird. Dazu müssen aber alle Schulen auch pädagogisch gleich gut ausgestattet sein.

Bildung ist wichtig, ja, wir predigen das hier jeden Tag. Aber manchmal haben wir das Gefühl, dass dieses Mantra wie Valium ist. Denn am Ende ihrer Bildungskarriere fehlen die Jobs - und da ist es meist egal, wie sehr sich unsere Jugendlichen anstrengen.

Schon die vielzitierte Generation Praktikum hat Probleme, Arbeit zu finden, obwohl sie akademisch ausgebildet ist. Ganz zu schweigen von unserer Klientel.

Das liegt auch an der Beschaffenheit des Arbeitsmarktes. Heute gibt es kaum Hilfsarbeiterjobs mehr, die sie zur Not ergreifen könnten. Die

Jugendlichen stauen sich in überbetrieblichen Lernwerkstätten, im sogenannten zweiten Arbeitsmarkt. Der erste Arbeitsmarkt hat an ihnen kaum Interesse.

Wenn sie Glück haben, finden sie irgendwo Unterschlupf, in Firmen von Bekannten oder Verwandten, nicht selten in Verhältnissen nahe an der Ausbeutung. Oder sie landen gleich und dauerhaft beim AMS.

Während die Begeisterung für den IS abgenommen hat und das mittlerweile kein so zentrales Thema für uns ist, merken wir immer stärker: Die Jobsituation ist die eigentliche Zeitbombe."

Zu den Personen

Manuela Synek ist Sozialarbeiterin, seit dem Jahr 1993 in den Bereichen Streetwork mit Jugendlichen und Mobile Jugendarbeit tätig. Sie ist die Leiterin von Back Bone

Martin Dworak ist Sozialarbeiter, seit dem Jahr 2013 bei Back Bone, Arbeitsschwerpunkte sind Burschenarbeit, Sport und Gesundheit

Wiener Jugendzentren Back Bone war eine von 30 Einrichtungen, in denen die Jugendzentren-Studie durchgeführt wurde. Back Bone ist ein kleiner Verein, der größte Anbieter in Sachen Jugendarbeit ist aber der Verein Wiener Jugendzentren mit fast 40 auf die ganze Stadt verstreuten Einrichtungen und rund 300 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern. Circa 17 Millionen Euro, größtenteils aus öffentlichen Mitteln der Stadt Wien, steckt der Verein in die Jugendarbeit. In Summe zählte der Verein Wiener Jugendzentren im Laufe des Jahres 2014 701.585 Kontakte zu Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen

Link zur Jugendzentren-Studie http://tiny.cc/Studie_Jugendzentren